



Foto: Richard Gallagher CC BY-SA 3.0

Klassischer Anachronismus: Das spektakuläre irische Großgrab von Newgrange (irisch Sí an Bhrú) gewann Berühmtheit als vorgeblich bronzezeitlicher Bestattungsort eines unbekannten gottgleichen Königs – nach neuester Datierung stammt es jedoch aus dem älteren Neolithikum (4000 – 2500 v. Chr), einer Epoche, für die ein hervorgehobener sozialer Status vergleichbar eines Königs für Irland nicht nachweisbar ist (vgl. S. 132)

Kay Dohnke

Das Gimli-Phänomen

Evidenz und Relevanz: Wie wissenschaftlich ist Gendern in historiografischen Texten? Ein Schulterblick

„Wir Menschen neigen dazu, das zu finden,
was wir finden wollen.“

Archäologe Nicola Ialongo¹

Vorbemerkung

In zunehmendem Maß lässt sich in historiografischen Publikationen der jüngeren Zeit ein sprachliches Phänomen beobachten, das sich auch in eingereichten Beiträgen für die *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte* zeigt: Autorinnen und Autoren² entscheiden sich dafür, in ihren Aufsätzen und Studien zu gendern. Das gelingt mehr oder weniger kohärent – oder nein, überwiegend weniger. Und zumeist bleibt unklar, ob hier ein konsequenter Paradigmenwechsel hinsichtlich der zugrunde gelegten Konzeption fort vom biologischen und hin zum sozialen Geschlecht vorgenommen wird oder ob es sich eher um ein Zugeständnis an eine vermeintliche Notwendigkeit sprachlicher Modernisierung handelt.

Das verstärkte Auftauchen von Unterstrich, Sternchen oder Doppelpunkt innerhalb von Wörtern und die damit verbundenen Absichten geben Anlass, dieses sprachliche Phänomen methodologisch näher anzuschauen und zu fragen: Was passiert da eigentlich? Woraus resultiert der Versuch, eine terminologische Varianz in die Texte einzubringen? Wofür steht dieses Bemühen, wie wird es umgesetzt, und wie verträgt sich das mit wissenschaftlicher Methodik und dem Präzisionsanspruch im Kontext von Geschichtsforschung? Denn eines wird schnell klar: Es geht hierbei um weitaus mehr als nur den Versuch, Respekt für schwer greifbare, weil demografisch bislang nicht präzise beschriebene Menschengruppen auszudrücken oder eine vorgebliche soziale bzw. kulturelle Realität abzubilden – es geht um ein elementares Verständnis des eigenen Tuns und der Grundregeln sozialwissenschaftlich exakter Arbeitsweise.³

Um von vornherein ein Missverständnis zu vermeiden: Diese Betrachtungen sollen nicht den legitimen, im Gendern codierten Respekt für bestimmte Personen in der Gegenwart in Frage stellen – es geht um die Frage, ob und wie das Gendern in historiografischen Studien funktioniert, also retrospektiv, d.h. rückprojiziert auf die Vergangenheit.

Systemprobleme

Ehe wir näher auf diesen sprachlichen Trend eingehen, unternehmen wir eine kurze Zeitreise. Es ist der 23. Juli 1983, wir befinden uns auf dem Flug 143 der Air Canada. Die Maschine mit der Kennung C-GAUN ist in Montreal zu einem Langstreckenflug Richtung Westen gestartet, Ziel ist Edmonton in Alberta. Die Boeing 767-200 erreicht problemlos ihre Reisehöhe von 41.000 Fuß, die Passagiere lehnen sich zurück und widmen sich einem Zeitvertreib.

Als sich die Maschine knapp sieben Stunden später über Red Lake in Ontario befindet, leuchtet vorn im Cockpit eine Warnlampe auf: Druckabfall in der linken Treibstoffpumpe. Pilot Bob Pearson schaltet den Alarm aus, da die Triebwerke auch von der rechten Treibstoffpumpe versorgt werden. Doch wenige Momente später meldet diese Pumpe ebenfalls Probleme. Pearson entscheidet sich daher sicherheitshalber zu einer Kursänderung und steuert das 120 Meilen entfernte Winnipeg an. Als die Crew sich schon auf den Sinkflug vorbereitet, schrillt Alarm: „all engines out“, beide Triebwerke versagen. Und als Folge davon fällt auch die Bordelektronik aus.

Im Cockpit werden fieberhaft Berechnungen über Flughöhe, Gleitwinkel und Flugdistanz angestellt – die Frage ist, ob die C-GAUN auch ohne den Schub der Triebwerke noch irgendwo sicher auf den Boden gebracht werden kann. Winnipeg als Notlandeziel scheidet aus. Doch der bei der Airforce ausgebildete Kopilot Maurice Quintal erinnert sich, dass ein altes Airfield der kanadischen Luftwaffe bei dem kleinen Ort Gimli 20 Meilen näher liegt als Winnipeg – bis dahin muss es die Boeing im Gleitflug schaffen. Was er nicht weiß: Gimli ist längst in zivile Hände übergeben worden. Inzwischen finden hier unterschiedliche Freizeitveranstaltungen statt, vor allem Autorennen.

Und so auch an diesem 23. Juli. In einem absoluten Meisterstück der Flugkunst manövrieren die beiden Piloten die antriebslose Maschine über Manitobas Himmel und bringen sie auf der Landebahn von Gimli herunter – mit zwei geplatzen Reifen und eingeknicktem Bugrad kommt sie nur wenige Meter vor dem für Veranstaltungen umgebauten Teil des Runways zum Stehen. Alle Passagiere können das Flugzeug weitgehend unbeschadet über Notrutschen verlassen. Eine spätere Untersuchung wird ergeben, dass sich noch 64 Liter Kerosin in den Tanks befinden.

Jenseits des cis-Konzeptes

Bevor wir nun aber anschauen, was die Gimli-Ereignisse mit dem Thema „geschlechtergerechte Sprache in historiografischen Texten“ zu tun haben, zuerst eine kurze Erläuterung, warum denn überhaupt gegendert



Gimli-Phänomen: Berechnungen nach widersprüchlichen Systemen führten zu einer harten Landung

wird. Die Verwendung von Sternchen, Unterstrich oder Doppelpunkt bzw. – in gesprochener Sprache – einer kurzen Atempause im Wort soll das Bemühen ausdrücken, auch Menschen gerecht zu werden, die sich keinem biologischen Geschlecht zugehörig sehen und sich, wenn nur die konventionellen Kategorien „cis-Mann“ oder „cis-Frau“⁴ adressiert werden, nicht angesprochen und berücksichtigt fühlen. Sie sichtbar zu machen, ist den Verfasserinnen und Verfassern ein Anliegen.

Um solchen persönlichen Identitäten Rechnung zu tragen, wird als Signal für Inklusion also ein Paradigmenwechsel vollzogen: Menschen werden nicht mehr nach ihrem biologischen – in binärer Logik erfassten – Geschlecht verstanden, sondern nach einem sozialen, also non-binären Geschlecht, um ihrer gefühlten Identität Rechnung zu tragen. Und dies wird zunehmend nicht nur in der direkten Anrede von Menschengruppen zum Ausdruck gebracht, sondern auch in Beschreibungen, in Sach- und wissenschaftlichen Texten.

Auf historiografische Darstellungen bezogen heißt das: Ins Beschreibungsspektrum, in die Beschreibungssystematik wird beim retrospektiven Gendern eine neue Kategorie eingeführt. An die Stelle des Konzeptes von zwei biologischen Geschlechtern tritt das Konstrukt des sozialen

Geschlechts, das über eine binäre Einteilung hinausgreift. Gendern konstatiert also nicht weniger als einen solchen umfassenden Paradigmen- bzw. Systemwechsel. Und so halten Wähler*innen, Zwangsarbeiter_innen, Bürger:innen, Migrant:innen und viele andere gegenderte Gruppenbezeichnungen zunehmend Einzug auch in geschichtswissenschaftliche Fachtexte.

Dieser Paradigmenwechsel kann – in methodologischer Sicht – allerdings nur radikal und umfassend sein: Das Manifestieren einer Non-Binarität lässt keine Kompromisse zu; ein Mix aus den Konzepten biologisches und soziales Geschlecht ist schlechterdings unsinnig.

Von Logik, Methodik und Thesenbildung

Um die Tragweite dieser nur vordergründig sprachlichen Modifikation zu verdeutlichen und aufzuzeigen, dass die Einführung eines neuen demografischen Parameters eine weitreichende systemische Bedeutung hat, ist ein kurzer Schritt rückwärts nötig, nämlich ins Proseminar des Geschichtsstudiums (wahlweise auch der Soziologie, Ethnologie und anderer Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften). Das Fach heißt Methodologie und vermittelt die Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens, hier: der Kategorien- und Thesenbildung.

Das Vorgehen ist immer ähnlich: Wir stellen eine Menschengruppe in den Fokus unserer Untersuchung, deren Verhalten uns erforschens- und erklärenswert erscheint, etwa Frauen mit Hochschulbildung und ihr Wahlverhalten in den 1960er-Jahren, soziale Herkunft und Aufstiegschancen von Schichtarbeitern im Bergbau, Bildung und gesellschaftliches Ansehen in urbanen Berufen der 1930er-Jahre unter besonderer Berücksichtigung alleinerziehender Stenotypistinnen, Exklusion und Diskriminierung körperlich varianter Rheinland-Pfälzer unter besonderer Berücksichtigung kleinwüchsiger Personen aus dem Hunsrück oder Rekrutierungstechniken der SA im Schleswig-Holstein der späten 1920er-Jahre.

Basis für solche Gruppenkonstruktionen sind demografische Daten und vielfältige belegte Empirie aus historischen Quellen bzw. der Forschungsliteratur. Die Gültigkeitsreichweite der dann durch genaue Analyse entwickelten erklärenden Thesen zum Verhalten solcher präzise definierten Gruppen von historischen Akteurinnen und Akteuren wird im Verlauf der Studie durch Rückprojektion von individuellem Verhalten auf die Gruppe überprüft, um so eine Regelmäßigkeit und deren Ausnahmen zu erkennen bzw. diffuse Grenzbereiche aufzuzeigen.

Was hat das nun mit dem Gendern zu tun? Mehr, als es auf Anhieb den Anschein haben mag: Denn der sprachlich signalisierte Paradigmenwechsel – das Aufbrechen des konventionellen Konzepts vom biologischen,

die Hinwendung zum erweiterten Konstrukt des „sozialen Geschlechts“ – erfordert eine präzise Definition der Untersuchungsgruppe. Da Geschlecht (biologisches Verständnis) in deutlichem Gegensatz zu Gender (soziales Verständnis) steht, bedarf es einer genaueren und detaillierten Beschreibung der Untersuchungsgruppe. Vorhandene Daten stammen jedoch durchweg aus demografischen Erhebungen, die auf dem binären Konzept basieren, da eine Sensibilität für mögliche non-binäre Identitäten in historischen Quellen aus der Zeit vor Beginn des 21. Jahrhunderts allenfalls in seltenen Ausnahmefällen vorhanden bzw. nachweisbar ist.

Und mehr noch: Um zu allgemeineren Aussagen zu kommen, wird in den Sozialwissenschaften de-individualisiert, also vom Individuum abstrahiert und ein jeweils in seinem Zuschnitt zu definierendes Kollektiv aus Akteuren und Akteurinnen untersucht. Auf diese Weise lassen sich trans-individuelle Verhaltensmuster erkennen, trans-individuelle Kräftefelder skizzieren und allgemeinere Aussagen treffen. Exakt so funktioniert Geschichtsforschung, arbeiten Soziologie, Ethnologie und alle weiteren Sozialwissenschaften, die kollektive Prozesse erforschen.

Das Kollektiv – etwa Männer, Frauen, Deutsche, Zwangsarbeitende, NSDAP-Mitglieder, Nichtwähler – nun aber zu re-individualisieren, indem plötzlich auf persönliche Identitäten abgezielt wird, verkompliziert das Bild erheblich. Und bräuchte schon eine gute Thesenfundierung, warum dieser veränderte Zugriff erkenntnisfördernd sein sollte. Die Frage lautet also: Was soll der Switch zu Gender-Identitäten im Ergebnis der Studie sichtbar machen können, was mit dem klassischen binären Ansatz nicht erkennbar wäre?

Doch nun zeigt sich ein weitreichendes Problem: Um den repräsentierten Paradigmenwechsel von ‚Geschlecht‘ zu ‚Gender‘ methodologisch kohärent realisieren zu können, bräuchte es nicht weniger als ein komplettes Set neuer, d.h. differenzierterer empirisch-historischer Daten. Denn nach biologischem Geschlecht kategorisierte Wählerverzeichnisse, nach biologischem Geschlecht zusammengestellte Bevölkerungsdaten (Volkszählungen, demografische Statistiken usw.) – also die gesamten vorliegenden empirischen Daten zur Einwohnerschaft eines Landes oder einer Region bzw. anderweitig (selbst)organisierter Menschengruppen – würden auf einen Schlag entwertet, weil sie ja nicht die Kategorie „Personen jenseits der klassischen biologischen Geschlechter“ (im Sinne von: Menschen, die sich als non-binär verstehen) abbilden.

Die unbekannte Größe Z

Veranschaulichen lässt sich diese Problematik beispielhaft anhand von Daten zur schleswig-holsteinischen Wohnbevölkerung aus dem Juni 1925.⁵

Die Wohnbevölkerung in Schleswig-Holstein nach Geschlecht (16. Juni 1925)						
	männlich	weiblich	Gesamt	M in %	F in %	Gesamt
Provinz Schleswig-Holstein	749.598	769.767	1.519.365	49,3	50,7	100,0
Stadtkreis Altona	89.147	96.506	185.653	48,0	52,0	100,0
Stadtkreis Flensburg	30.049	33.090	63.139	47,6	52,4	100,0
Stadtkreis Kiel	104.643	109.238	213.881	48,9	51,1	100,0
Stadtkreis Neumünster	19.693	20.202	39.895	49,4	50,6	100,0
Stadtkreis Wandsbek	19.096	20.510	39.606	48,2	51,8	100,0
übrige Gemeinden	486.970	490.221	977.191	49,8	50,2	100,0

Tabelle 1: Ergebnis der Volkszählung vom Sommer 1925, konventionell aufbereitet nach biologischen Geschlechtern (absolute und prozentuale Werte)

Die absoluten Zahlen bleiben in beiden systemischen Betrachtungsweisen identisch. Unterschiede entstehen aber, wenn es um die Prozentanteile der gezählten Untergruppen geht.

Konventionell kategorisiert, gibt es auch hier für Männer wie für Frauen Eindeutigkeit (vgl. Tabelle 1). Irritierend anders sieht das Ergebnis aber aus, wenn man neben den nun als cis-männlich bzw. cis-weiblich auszuweisen- den und damit verkleinerten Gruppen noch eine dritte, non-binäre Gruppe zu berücksichtigen versucht. Denn diese wurde ja bei der Datenerhebung nicht mitgedacht bzw. nicht erkannt und folglich nicht einbezogen. Deren Anteil ist in dieser Kategorisierung daher nicht zu quantifizieren. Zwar geht eine Teilmenge von der Gruppe der cis-Männer ab (als x bezeichnet), und ebenso muss eine weitere Teilmenge von der Gruppe der cis-Frauen (als y bezeichnet) subtrahiert werden, doch ergibt die Rechnung $x + y$ für die non-binäre Gruppe keinen konkreten Wert. Mithin sind alle drei Prozent- werte diffus und nicht verwertbar (vgl. Tabelle 2, unklare Werte auf grau gestellt). Die z-Gruppe ist empirisch eine Leergruppe ohne Datenwert.

Hieraus folgt: Ursprünglich belastbare, differenzierte valide Daten werden durch das veränderte Betrachtungsparadigma unscharf und sind nur noch bedingt aussagekräftig – wenn überhaupt. Die Eindeutigkeit der Daten wird durch Mehrdeutigkeit ersetzt und nimmt damit quasi den Sta- tus der Uneindeutigkeit und damit Nichtdeutbarkeit an. Das Ergebnis ist also eine selbstverordnete Erkenntnisreduzierung.

Diese Erkenntnisreduzierung – eine (möglicherweise unbewusste) Her- beiführung von empirischer und begrifflicher Unschärfe bezüglich des „sozialen Geschlechts“ – ist auch hinsichtlich anderer historischer Quellen zu konstatieren, auf denen Gruppendefinitionen, Analysen und Rekon- struktionen basieren: Jegliche Datensätze, Zeitzeugenerinnerungen, Briefe, private Aufzeichnungen, Zeitungsartikel, Polizeiberichte, amtliche Statisti-

Die Wohnbevölkerung in Schleswig-Holstein nach Geschlecht (16. Juni 1925)							
	cis-männlich	cis-weiblich	non-binär	Gesamt	cis-männlich in %	cis-weiblich in %	non-binär in %
Provinz Schleswig-Holstein	749.598 - x	769.767 - y	x + y	1.519.365	49,3 - x	50,7 - y	x + y
Stadtkreis Altona	89.147 - x	96.506 - y	x + y	185.653	48,0 - x	52,0 - y	x + y
Stadtkreis Flensburg	30.049 - x	33.090 - y	x + y	63.139	47,6 - x	52,4 - y	x + y
Stadtkreis Kiel	104.643 - x	109.238 - y	x + y	213.881	48,9 - x	51,1 - y	x + y
Stadtkreis Neumünster	19.693 - x	20.202 - y	x + y	39.895	49,4 - x	50,6 - y	x + y
Stadtkreis Wandsbek	19.096 - x	20.510 - y	x + y	39.606	48,2 - x	51,8 - y	x + y
übrige Gemeinden	486.970 - x	490.221 - y	x + y	977.191	49,8 - x	50,2 - y	x + y

Tabelle 2: Dieselben Ergebnisse der Volkszählung, hier aber zu Demonstrationszwecken um die Kategorie non-binär erweitert. Als logische Konsequenz verlieren die Kategorien cis-männlich und cis-weiblich die mit x resp. y benannten Anteile. Ohne absolute Zahlen für die non-binären Personen müssen dies aber unbekannte Werte bleiben. Damit verlieren alle drei Kategorien ihre Präzision – nur die Gesamtzahl hat noch einen Aussagewert.

ken usw., die wir kennen, gehen von einer binären Geschlechtersystematik aus. Um verwertbar zu sein, müsste nicht nur überall die Perspektive von „sozialem Geschlecht“ erkennbar aufscheinen, die Quellen müssten auch klare Belege enthalten, dass es sich um konstruierte „soziale Geschlechter“ handelt. Und mehr noch: Es müsste möglichst viele Belege geben, damit die für eine Thesenentwicklung nötige Gruppenbildung tragfähig wird. Es braucht also eine erneute De-Individualisierung.

Doch schon zu Beginn der Studien mit Berücksichtigung non-binärer Personen zeigt sich eine seltsame Leerstelle. Die erwartbare Grundfrage sollte doch lauten: Warum weiche ich von der klassischen Geschlechterkonzeption ab? Und vor allem: Welche neuen Erkenntnisse verspreche ich mir hiervon? Das jedoch bleibt weitgehend unerklärt, und eine klare heuristische Agenda findet sich in keiner Studie. Es wird gegendert, ohne vorher die damit verbundene Absicht erklärt zu haben. Methodologische Reflexion? Formulierung einer Zielthese? Fehlanzeige.

Landung in der empirischen Einöde

Doch die inhärente Logik eines methodisch fundierten Genderns erfordert noch weitere Konsequenzen: Wer in historischen Untersuchungen mit der Kategorie „soziales Geschlecht“ arbeitet, darf ja gar keine konventionell kategorisierenden Daten oder Dokumente – die ein binäres Geschlechterkonzept widerspiegeln – zugrunde legen. Denn solche Quellenmaterialien reflektieren ja eine überkommene Systematik und Gesellschaftsperspektive,

taugen mithin nicht zur Verwendung in den Analysen oder zur Beschreibung aufzustellender Thesen in der Gender-Lesart.

Ein Klimaforscher muss sich – um eine methodische Analogie zu bemühen – ja auch festlegen, ob er beispielsweise Temperaturen in Grad Celsius oder in Grad Fahrenheit angibt; eine Mischform unterschiedlicher Bezeichnungssysteme würde auch hier keine brauchbaren Daten ergeben. Wer in historiografischen Texten gendert, steht also bildlich gesprochen allein da draußen in einer empirischen Einöde, weitestgehend seiner Daten und Materialien beraubt (was man als eine Art Selbstberaubung verstehen müsste).

Und hier wird nun die geglückte Landung des Air-Canada-Fluges 143 im Jahr 1983 relevant. Das im Titel dieses Beitrags genannte Gimli-Phänomen bezieht sich nämlich ebenfalls auf eine Kollision zweier unterschiedlicher Systeme, die nicht zugleich funktionieren konnten. Des Rätsels Lösung: Die Treibstoffprobleme der C-GAUN vom 23. Juli 1983 waren maßgeblich in dem Umstand begründet, dass die Spritanzeige der Maschine als erste der Air-Canada-Flotte im Rahmen von Boeings Umstellung auf das metrische System den Kraftstoff nach Kilogramm (1000 Gramm) anzeigte, Bodenpersonal und Besatzung beim letzten Check des Kerosinvorrats bei der hierbei notwendigen Umrechnung von Volumen auf Masse aber noch eine bisher angewendete Formel – auf der Basis von angloamerikanischen pounds (453 Gramm) – zugrunde legten.⁶ Sie gingen also fälschlich von einer deutlich größeren Kerosinmenge aus, als tatsächlich zur Verfügung stand. So startete der Flug 143 in Montreal mit etwas über 9.000 Litern und nicht – wie nötig – mit 20.000 Litern an Bord.

Konkret heißt das: Zwei Systeme widersprachen einander und hätten fast eine Katastrophe ausgelöst. Es gab zwei voneinander differierende Lesarten eines Sachverhaltes, was zwingend zu Missdeutungen, zu einem „Clash of Systems“ führen musste.⁷

Und genau das – also das Gimli-Phänomen – ist ein zentrales methodisches Problem beim nicht konsequent durchführbaren rückwirkenden Gendern: Auch hier treffen zwei Systeme aufeinander (biologisches Geschlecht vs. soziales Geschlecht), die nicht kompatibel, weil einem unterschiedlichen Geschlechts- und vielleicht sogar Gesellschaftsverständnis verpflichtet sind. Und Mischformen können keine tragfähigen Daten erzeugen. Hätte man im Falle des Gimli-Fluges noch die differierenden Mengenmaße umrechnen können, ist das beim Paradigmenwechsel von Geschlecht zu Gender in empirischer Perspektive nicht möglich. Das Grundkonzept beider Formen ist so unterschiedlich, dass es keine Formel für die Übersetzung des einen Systems in das andere gibt.

Beobachtung eins: Wenn Autorinnen und Autoren historiografischer Texte rückwirkend gendern, erweitern sie das Beschreibungsspektrum um eine neue Kategorie des „sozialen Geschlechts“, ohne diese zu definieren oder deren Existenz für den zu untersuchenden Zeitraum empirisch bzw. in historischen Quellen zwingend nachzuweisen. Indem sie die traditionelle Geschlechts- und die neue Gendersystematik vermischen, geben sie die Validität vorhandener Daten preis und ersetzen Präzision durch Unschärfe. Und das vermutlich unbewusst.

Rückprojektion, unkritisch

Der Verzicht auf eine präzise und detailliertere Definition der Untersuchungsgruppe hat jedoch noch eine weitere weitreichende Implikation: Zentrale Erkenntnis der Genderforschung ist, dass Geschlecht und Gender gesellschaftliche Konstrukte sind und in jeder Gesellschaft und Kultur neu verhandelt werden. Mithin müsste das auch für historische Personen, Kollektive und Gesellschaften gelten. Gestehen wir ihnen doch zu, in sozial und kulturell komplexen, mehrdimensionalen Bezügen und Systemen gelebt zu haben. Bezüge und Systeme, in denen es ohne Zweifel Kultur und Gesellschaft konstituierende Rollen, Verhaltensweisen, Praktiken, Identitäten gegeben hat (möglicherweise auch non-binäre) – welche wir aber nicht unvoreingenommen und möglicherweise adäquat wahrnehmen und verstehen, wenn wir ihnen einfach unser gegenwärtiges „Konzept“ überstülpen oder sie – weniger provozierend ausgedrückt – durch eine farbige Brille „Gegenwart“ sehen.

Eine simple 1:1-Rückprojektion lässt daher die zentrale Frage außer Acht, ob in der Untersuchungsgruppe zur Untersuchungszeit überhaupt ein Verständnis von Non-Binarität existierte und dieses Verständnis – wenn ja – mit dem gegenwärtigen vergleichbar war.

Die undifferenzierte Übertragung ist daher anachronistisch, weil sie gegenwärtige Bedingtheiten des 21. Jahrhunderts unreflektiert auf vergangene Zeiten überträgt. „Nur selten bemerken wir überhaupt“, spiegelt Susan Neiman diesen Prozess wider, „die inzwischen in die Kultur eingebetteten Annahmen, denn sie werden meistens als selbstverständliche Wahrheiten betrachtet. Da sie als schlichte Beschreibungen der Wirklichkeit auftreten und nicht als Ideen, die wir in Frage stellen können, lassen sie sich nur schwer direkt anzweifeln.“⁸

Das kommt dem „blinden Fleck“ der frühen Ethnografie sehr nahe. Man meinte aus dem eigenen Lebensumfeld und der eigenen Kultur bzw. Gesellschaft bekannte Strukturen – Überraschung! – auch in exotischen Ethnien zu erkennen, was jedoch Ergebnis einer unbewussten Übertragung

vertrauter Strukturen und Bedingtheiten auf die zu erforschende demografische und kulturelle Konstellation war. Die Lesart des Vorfindlichen war durch ein unreflektiertes Vorverständnis gelenkt und verfälscht. Vereinfacht gesagt: Yanomami haben kleine Gemeinderäte, die Nuba wählen keine Abgeordneten, die Inka haben keine Präsidenten. Die angewendeten Kategorien griffen ins Leere und führten zu teils absurden „soziologischen“ bzw. „ethnologischen“ Beschreibungen im größeren Kontext eines dezidiert eurozentristisch-kolonialistisch und elitaristisch eingefärbten kulturimperialistischen Wertesystems und Wissenschaftsverständnisses.

Ehe also Non-Binarität – soziales Geschlecht – als historischer Wirkfaktor ins Spiel gebracht werden kann, müsste zuerst eine genauere Bestandsaufnahme erfolgen. So wie die Existenz von biologischen Geschlechtern als selbstverständlich angesehen wird, wird auch Non-Binarität als selbstverständlich und auch historisch existent angesehen. Ein Nachweis dafür – der methodologisch essentiell wäre – ist aber bislang vermutlich schon aus Mangel an Problembewusstsein schlicht ausgeblieben. Die fehlende empirische Basis würde den Versuch dann stoppen. Doch gegendert wird trotzdem.

Sternchen und Unterstrich – herunterskaliert

Die sich manifestierende methodologische Naivität ist nicht nur an den fehlenden konzeptionellen und definitorischen Überlegungen erkennbar; sie wird auch innerhalb der Studien augenfällig. Die Schwächen der rückwirkenden Anwendung des Gender-Konzepts und die grundlegenden methodischen Probleme, die seine Implementierung mit sich bringt, werden allein schon anhand des seltsamen Phänomens deutlich, dass fast ausnahmslos nur Pluralformen gegendert werden. Das legt die Deutung nahe, dass die gendernenden Autorinnen und Autoren sich nicht über die aus dem vollzogenen Wechsel der Systematik entstehenden Konsequenzen im Klaren sind. Denn auch Singular-Formen bräuchten – in non-binärer Perspektive – zwingend die sprachliche bzw. typografische Kennzeichnung, dass Personen hier nach „sozialem Geschlecht“ verstanden werden.

Tatsächlich changieren Texte oftmals zwischen den beiden Konstruktionsformen von „Geschlecht“ und „Gender“ und signalisieren eine Unentschlossenheit, nach welchem System konkret vorgegangen wird oder dass hinsichtlich der Problematik des Systemwechsels eine methodologische Unklarheit besteht.

Auch wenn sich die folgenden Beispiele historischer Personen etwas umständlich lesen, müsste es paradigmekonform ausgedrückt heißen: „die hier als cis-Frau gelesene Juristin Elisabeth Selbert“⁹ oder „der hier

Gegenwartskonzepte in die Vergangenheit gespiegelt?

Kehren wir noch einmal zu den Grundlagen der Geschichts-, Sozial- und Geisteswissenschaften zurück, jetzt allerdings ins Fach „Logik“. Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem rückwirkenden Deuten historischer Befunde in historiografischen Untersuchungen – also u. a. der darin inhärenten Behauptung, es habe möglicherweise in allen Epochen non-binäre Personen gegeben – gehört auch die selbstkritische Abwägung der Frage, was man denn überhaupt konkret weiß bzw. wie historische Phänomene gelesen und interpretiert werden. Und hier kommt erneut die Frage der anachronistischen Übertragung zeitgenössischer Konzepte auf frühere Epochen in den Blick.

Drei Beispiele mögen die daraus resultierenden Thesen und deren Kritik illustrieren:

Die Chromosomen

Das Phänomen: Fachleute vom Francis Crick Institute entdeckten in jahrtausendealtem Erbgut Anomalien der Geschlechtschromosomen

Die Studie: In bis zu 2.500 Jahre alten menschlichen Überresten konnte das Vorkommen von Turner-, Klinefelter- und Down-Syndrom nachgewiesen werden, mit denen Anomalien der Geschlechtsentwicklung einhergehen; keine der Bestattungen unterschied sich aber von anderen zeittypischen Gräbern.¹⁰

Die These: Bereits in prähistorischen Zeiten gab es Menschen mit – hier genetisch bedingter – Intergeschlechtlichkeit, was die aktuelle binäre Geschlechterkategorisierung infrage stellt.

Das Statement: „It is difficult to know an ancient individual's conception of their own gender identity and gender norms in the past may not align with those of the present day.“¹¹ Forschungsleiterin Kyriaki Anastasiadou

Die kritische Frage an die Studie: Wie können Chromosomenvarianten etwas über den zeitgenössischen gesellschaftlichen Umgang mit ihren Trägern oder deren Identität verraten, und sind sie Indiz für ein historisches Vorkommen besonderer Formen von „sozialem Geschlecht“ oder Non-Binarität nach heutiger Lesart? Die neue Sicht auf soziales Geschlecht orientiert sich vorrangig an Indizien sozialer Praktiken, für die Chromosomenanalysen schwerlich beweiskräftig sein können.

Die Grabbeigaben

Das Phänomen: In einem Frauengrab aus der Wikingerzeit im schwedischen Birka wurden bislang mit Männlichkeit assoziierte Grabbeigaben gefunden.

Die Studie: Ein Archäologenteam der Georg-August-Universität Göttingen untersuchte daraufhin 1.252 Gräber aus Neusteinzeit und Bronzezeit und fand in zehn Prozent der Fälle Grabbeigaben, die nicht zum biologischen Geschlecht der bestatteten Person zu passen schienen.¹²

Die These: Es gab in prähistorischen Zeiten nicht-binäre Menschen.

Das Statement: „Wir müssen auch den Bestätigungsfehler finden. Wir Menschen neigen dazu, das zu finden, was wir finden wollen.“ Teammitglied Nicola Ialongo¹³

Die kritische Frage an die Studie: Lassen Grabbeigaben sichere Rückschlüsse auf das „soziale Geschlecht“ einer Person zu, oder könnte es sich nicht ebenso gut um Zeugnisse damaliger gesellschaftlicher Rollen oder des sozialen Status handeln? Können sie nicht auch Beleg bislang unbekannter Rituale sein? Oder ein Hinweis, wie konservativ wir solche Beigaben deuten?

Das Königsgrab

Das Phänomen: Das monumentale Ganggrab von Newgrange in Irland wurde bis in die jüngste Zeit als bronzezeitliche Ruhestätte eines unbekannten Gottkönigs angesehen – wer, wenn nicht eine sozial herausragende Person hätte eine so spektakuläre Ruhestätte bekommen sollen?

Die konventionelle Deutung: Die auf eine inzestuöse Abstammung hindeutende Genetik eines gefundenen Skelettes sei auch in altägyptischen und präkolumbianischen Kulturen Hinweis auf Zugehörigkeit zu königlichen Dynastien.

Die Studie: Die von Jessica Smith und anderen vorgenommene Neudatierung der Anlage und der biologischen Artefakte ins Neolithikum erwies eine deutlich ältere Entstehung des Ganggrabs und auch der Bestattung. Und sie dekonstruierte das kolportierte Narrativ eines „Gottkönigs“.

Das Statement: „We have no way of knowing in what way the people who were put inside Newgrange were special; it does not necessarily follow that they were royal or priestly, they may have been special in some quite different way.“¹⁴

Die zentrale Erkenntnis aus diesen Interpretationen der Befunde mündet in die Frage: Lesen wir Artefakte und Belege durch die Brille unserer Ausgangsthese, oder beobachten wir ein Phänomen und schauen dann, mit welcher nun zu entwickelnden These es sich am präzisesten fassen lässt? Hier taucht wieder das zentrale Problem der Ethnografie auf, dass wir allzu leicht erkennen wollen, was wir bereits kennen, und die Symbolik bzw. Semiotik bislang fremder Kulturen und gesellschaftlicher Gruppen daher allzu leicht falsch ausdeuten.

als cis-Mann gelesene Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer“. Doch dank der ja bereits in Pluralkonstruktionen eingeführten Sonderzeichen Unterstrich, Doppelpunkt bzw. Sternchen ginge das sogar einfacher, indem es „die Jurist_in Selbert“ oder „der/die Oberbürgermeister*in Adenauer“ heißen könnte. So würde – bei wirklich konsequenter Handhabung des Paradigmenwechsels – entsprechend aus dem „hier als cis-Mann gelesenen Reichskanzler Adolf Hitler“ kurz „die/der Reichskanzler:in Adolf Hitler“.¹⁵

Dank Gender-Signalzeichen würden so alle Personen – ob Individuen oder Gruppen – nicht von den Autorinnen und Autoren vorschnell nach dem von ihnen ja nicht mehr zugrunde gelegten biologischen Geschlechtskonzept kategorisiert, sondern es würde ihnen respektvoll ein potenzieller Platz im nicht-definierten, aber bemüht inkludierenden non-binären Raum zugestanden werden.

Wenn Autorinnen und Autoren denn so vorgehen würden. Doch der Blick auf historiografische Texte neueren Datums zeigt, dass rückwirkendes Gendern in dieser Hinsicht fast ausnahmslos inkonsequent erfolgt.¹⁶ Was dem Kollektiv per se zugebilligt wird, wird dem Individuum verweigert.

Soziale Gruppen – soziale Realitäten?

Stellt man pauschal die Existenz eines historisch nicht definierten non-binären gesellschaftlichen Wirkungsfeldes in Rechnung, tritt eine weitere grundlegende methodische Schwierigkeit bei der Übertragung des Konzeptes eines sozialen Geschlechts auf historische Zusammenhänge in den Blick: Wer sind resp. waren die sich als nicht-binär definierenden/empfindenden Personen, wie viele sind oder waren es, und wie verhielten sie sich? Und auf das jeweils konkrete Thema der historiografischen Analyse bezogen: Kam ihnen eine Rolle als relevante historische Player zu, und wenn ja, wie bedeutend und gegebenenfalls einflussreich waren sie in ihrem spezifischen sozialen, kulturellen, politischen Handeln?

Das sich hier manifestierende Problem ist ein doppeltes: Zum einen wissen wir – auf historische Zusammenhänge bezogen – selten etwas Konkretes über diese Gruppe. Und die Kategorisierung als „Gruppe“ suggeriert zweitens, es gäbe konstituierende Gemeinsamkeiten. Doch was verbindet – jenseits des Gefühls, in einem binären Geschlechtssystem emotional unbehaust zu sein – diese Personen? Auch zu diesem Aspekt ist kaum Evidenz zu erlangen. Die Korrelation einer non-binären Gender-Identität ist aller Wahrscheinlichkeit nach das einzige charakterisierende Merkmal, das alle Beteiligten teilen. Aber daraus entsteht keine Kausalität für ein irgendwie näher definierbares Gruppenverhalten, das (zumindest nach bis-

herigem Kenntnisstand) historisch Spuren hinterlassen hätte. Und mehr noch: Wenn wir die Individuen gar nicht kennen, sondern ihre Existenz nur unterstellen – wie können wir dann auf historisch relevante Gemeinsamkeiten schließen?

Hier bietet sich eine gedankliche Analogie zur Gruppe der Nicht-Wählenden an: Auch sie teilen nur ein einziges Kriterium, nämlich das Kreuz auf Wahlzetteln zu verweigern, sind aber ansonsten sehr divers. Zwar kann man für Wählerinnen und Wähler bestimmter Parteien durchaus kulturelle und soziale Profile erstellen; für eine so diffuse Gruppe wie Nichtwählende – oder möglicherweise auch: sich als non-binär verstehende Personen – ist das jedoch nicht möglich. Sie bilden also eine nicht-definierte Menschengruppe, deren individuelle oder gemeinsame Charakteristika unerforscht sind. Wobei sich die Nicht-Wählenden zumindest quantifizieren lassen; die Zugehörigen beider Gruppen haben keinerlei innere individuelle Beziehungen, und so manifestiert sich die „Gruppe“ erst in der systemischen Betrachtung von außen als aggregiertes Gebilde, handelt aber nicht koordiniert.

Können unter entsprechender Fragestellung durchaus Erkenntnisse zum Verhalten von Männern bzw. Frauen in bestimmten historischen Konstellationen gewonnen werden, verschwindet diese Chance, wenn quasi als ein Akt der Re-Individualisierung Menschen mit dem solitären Identitätskriterium „non-binär“ aus der nach biologischem Geschlecht definierten Gruppe herausgelöst werden. Während man für die klassischen Gruppen „Männer“ bzw. „Frauen“ Aussagen entwickeln kann, ist das in der Konstruktion „soziales Geschlecht“ bezüglich historischer Personen (zumindest derzeit) nicht möglich. Es wird konstatiert, aber nicht belegt oder nachgewiesen. Eine Folge des Gimli-Phänomens – der Verquickung unvereinbarer Prinzipien – und der empirischen Selbstberaubung.

Solange die für die Berücksichtigung des Denkmodells „soziales Geschlecht“ – also eines dritten demografischen Parameters – nötige Grundlagenforschung noch aussteht, lassen sich nur in individuellen Ausnahmefällen Aussagen über eine mögliche historische, kulturelle, soziale oder politische Wirksamkeit von sich non-binär verstehenden Personen tätigen. Und mehr noch: Mangels konkreter Daten ist deren Kreis nicht einmal quantifizierbar. Diesen Umstand auch objektiv zu erkennen, ist oft schwierig, da die Wahrnehmung historischer kultureller und sozialer Gegebenheiten immer von der persönlichen und kulturellen Gegenwartsperspektive beeinflusst ist (das bereits angesprochene Ethnologie-Problem). Nichts anderes meint auch der eingangs zitierte Archäologe Nicola Ialongo.

Beobachtung zwei: Vielen Autorinnen und Autoren, die in ihren historiografischen Texten rückwirkend gendern, scheinen die methodischen

Anforderungen ihres Denkmodells „soziales Geschlecht“ an ihr Tun nicht handlungsleitend zu sein; sie nutzen zwei parallel aufgesetzte, aber grundverschiedene Systeme, zwischen denen sie (un-)willkürlich wechseln. Dabei wird das Gendern überwiegend im Plural vollzogen, bei einzelnen historisch agierenden Personen aber ignoriert – ein systemischer Widerspruch.

„Soziales Geschlecht“ – ein erweiterter Erklärungsansatz?

Die Logik der hier angestellten Beobachtungen zum Gendern in historiografischen Texten führt nun zur Frage der Relevanz des durch das Gendern signalisierten Perspektivenwechsels bzw. der Perspektivenerweiterung. Die Antwort könnte kurz und knapp lauten: keine Evidenz – folglich keine Relevanz.

Aber lassen wir einmal alle Kritik an methodischen Brüchen oder Inkonssequenzen beiseite und nehmen thesenhaft an, es gäbe beispielsweise für die NS-Zeit eine empirisch nachgewiesene Existenz non-binärer Personen: Was könnte das für die zu erzielenden Erkenntnisse bedeuten? Was hat die bisherige Forschung übersehen oder falsch gedeutet, weil die Vertreter einer solchen non-binären Geschlechtsidentität bislang nicht wahrgenommen wurden? Haben die Analysen historischer sozialer, kultureller, politischer Kausalitäten einen blinden Fleck, weil die Funktion des „sozialen Geschlechts“ als wirksamer gesellschaftlicher Faktor unbeachtet blieb?

Waren non-binäre, aber als weiblich gelesene Mitglieder des BDM weniger linientreu als cis-Mädchen? Hatte die Gewaltanwendung non-binärer, als männlich gelesener SA-Mitglieder eine andere Qualität als die von cis-Männern in ihren braunen Uniformen? Eine allgemeine Antwort hierauf lässt sich, ohne die vorliegende Literatur eigens daraufhin zu prüfen, aus der Umkehr dieses Gedankens gewinnen: Es fallen spontan keine offenkundigen Lücken oder logischen Brüche in Thesen und Begründungen bzw. Beschreibungen auf, die nur durch diesen zusätzlichen Erklärungsfaktor geschlossen bzw. aufgelöst werden könnten.

Allerdings ist hier kritisch zu konstatieren, dass viele Dokumente vermutlich konventionell gelesen wurden und werden, d.h. ohne Augenmerk auf „soziale Geschlechter“ oder non-binäre Identitäten. Bislang war das in der Historiografie kaum Thema, doch durch eine Sensibilisierung könnte es möglich werden, in bekannten Dokumenten und Quellen Spuren zu erkennen und Hinweise zu finden, dass es „soziales Geschlecht“ auch schon früher gegeben hat – was in der aktuellen gegenderten Forschungsliteratur jedoch bislang mehr konstatiert als nachgewiesen wird bzw. aktuell nachgewiesen werden kann. Das definitorische Schweigen der Autorinnen bzw.

Dimensionen des Respekts

Der Ansatz einer deskriptiven Gruppenbenennung unter der Leitidee des Respektes wird hier – bewusst pointiert – etwas weiter ausgeführt. Dem Gendern inhärent ist der Vorwurf an die Gesellschaft, generalisierende Gruppenbezeichnungen würden nicht die emotionale Identität aller darin einbezogenen Menschen adäquat und fair widerspiegeln, weswegen es einer weiteren Differenzierung bedürfe. Doch wie lässt sich dieses Problem lösen? Hier ein paar Versuche:

– So wären die Bezeichnungen „Engländerinnen“, „Sowjetbürger“ oder „Dänen“ respektlos, weil zu pauschal, denn sie bilden nicht angemessen ab, ob es sich um Menschen mit dieser Staatsangehörigkeit per Geburt oder später naturalisierte Personen handelt, um Angehörige kleiner Ethnien, die von totalitären Machthabern zwangsassimiliert wurden, oder um Menschen, die in der Folge der Nordschleswig-Abstimmung von 1920 ihre deutsche Staatsangehörigkeit gegen die dänische eintauschen mussten. Und auch im eigenen Land soll es ja Menschen geben, die sich mit diesem Staat und der Nationalgeschichte unwohl fühlen, aber ihre Staatsangehörigkeit aufgrund rechtlicher Zwänge nicht verlassen können.

Lösungsvorschlag: Ein $\cap$ signalisiert, dass sich Autorinnen bzw. Autoren der hinter dem Gruppenterminus stehenden Vielfalt bewusst sind und ihren Respekt dafür zum Ausdruck bringen (Englän $\cap$ der, Sow $\cap$ jetbürger, Dä $\cap$ nen, Deut $\cap$ sche).

– In der Bezeichnung „Kriegsgefangene“ ist nicht ersichtlich (und mithin nicht differenziert gewürdigt), ob es sich um regulär bei oder nach Kämpfen in die gegnerische Hand geratene Kombattanten oder um Personen handelt, die sich freiwillig ergaben, um die Kriegshandlung durch Beendigung der eigenen Teilnahme zu verkürzen, bzw. ihrem Gewissen folgten, nicht zu töten.¹⁷ Lösungsvorschlag: Ein $\oplus$ betont, dass es in dieser Gruppe auch dezidiert pazifistische Mitglieder gab.

– Mit dem Terminus „Männer“ werden Vertreter dieser Gruppe nach einem rein biologischen Gesichtspunkt kategorisiert, was aber die sehr vielfältigen sozialen Komponenten unbeachtet lässt. Der Begriff wirft also sowohl dem Pol „toxische Männlichkeit“ zuzuordnende Vertreter als auch solche Männer zusammen, die ein fortschrittliches, emanzipatorisches Bewusstsein zu leben versuchen. Und gälte es nicht, letzteren Respekt zu erweisen und sie nicht einfach nur mitzumeinen? Lösungsvorschlag: Geschweifte Klammern $\{ \}$ machen augenfällig, dass hier der Differenziertheit Rechnung getragen wird.

Und so könnte eine mehrfach respektvolle Formulierung aussehen:

„Ins Deutschen Reich verbrachte sowj $\cap$ etische kriegs $\oplus$ gefangene Mä{nn}

er erfahren seitens ihrer deutschen Bewacher*innen oft eine grausame Behandlung, so etwa im Stalag X D (310) Wietzendorf.“

Unklar ist eine solche Aussage jedoch, solange a) die Codierung nicht vorab erläutert wird und b) andere Autorinnen bzw. Autoren diese Chiffren als anderweitige Respektsymbole verwenden oder in den hier beispielhaft genannten Gruppenbezeichnungen etwas anderes damit hervorheben wollen.

Offenkundig ist ein solcher Trend der Bedeutungsaufladung von Begriffen wenig erkenntnisfördernd. Doch damit wird nicht etwa der Berücksichtigung der genannten Personen bzw. Haltungen in historiografischen Untersuchungen eine pauschale Absage erteilt. Liegen ausreichend viele Belege vor, führt die Re-Individualisierung dazu, dass eine neue Sub-Gruppe Konturen gewinnt, eben wenn es genügend Evidenz, sprich ausreichend viele Individuen dafür gibt. Und sie könnten sehr wohl Berücksichtigung finden, nämlich indem sie gezielt in weiteren Untersuchungen fokussiert werden, etwa „Der Einfluss russischer Desertation im Kriegsjahr 1943 hinsichtlich der möglichen Verringerung der Opferzahlen“ oder „Politisches Verhalten von 1920 nationalisierter Dänen deutscher Herkunft in Bezug auf Wahlen zum Folkething“.

Unabdingbare Voraussetzung wäre allerdings immer, dass es jeweils genügend empirisches Material gibt, um eine differenzierte Analyse vornehmen zu können.

Autoren zu diesem zentralen Aspekt weist auf den Mangel eines diesbezüglichen Problembewusstseins hin.

Manche Quellen könnten aber aussagekräftiger werden, wenn bislang übersehene oder nicht für bedeutungstragend erachtete Details neu interpretiert und bewertet werden. Das allerdings setzt eine differenziertere Analyse und eine präzisere Logik voraus, als nur Pluralkonstruktionen mittels eingeschobener Satz- bzw. Sonderzeichen zu gendern.

„Soziales Geschlecht“ – soziale Realität?

Was bedeutet das nun für die Chancen eines retrospektiven Nachweises des Modells „soziales Geschlecht“? Viel und wenig zugleich. Denn obwohl es potenziell möglich werden könnte, mit derzeit noch unbekannten Analysemethoden bzw. neuen Lesarten existierender Zeugnisse hier die bislang fehlende Evidenz zu belegen, handelt es sich beim Konstrukt „non-binäre Geschlechtsidentität“ um eine zwar in der Gegenwart zu beobachtende, aber darüber hinaus wohl kaum nachweisbare emotionale Verfasstheit – es geht um Menschen, die sich keinem der beiden biologischen Geschlechter zugehörig fühlen.

Das stellt gleich zwei extrem schwierige Anforderungen an die historische Forschung: Zum einen erfordert es den Nachweis einer emotionalen Geschlechtsidentität, die eben keine klassischen Spuren in (Schrift-)Quellen hinterlassen hat; zum anderen bedarf es eines neutralen Blicks auf die betreffende Phase der Vergangenheit. Denn heute für uns eindeutige gesellschaftliche und soziale Gegebenheiten und Phänomene – beispielsweise Schicht, Besitz, Klasse, Beziehungen und eben auch Geschlecht – wurden zu anderen Zeiten anders verstanden und gelebt. Wieso sollte eine Non-Binarität dagegen epochenübergreifend eine universelle Gültigkeit haben, die wir bisher doch nur als ein psychologisches und kulturelles Gegenwartsphänomen kennen?

Wird undifferenziert drauflos gegendert, entsteht die Gefahr, in einem Akt intellektuell-kultureller Übergriffigkeit den im Blickpunkt stehenden historischen Personen ein gegenwärtiges Gender-Konzept überzustülpen, obwohl es keine ausreichenden Evidenznachweise dafür gibt, dass eine andere – also non-binäre – Geschlechtsidentität für diese Menschen in der zu untersuchenden historischen Phase überhaupt Thema war („gefühlte“ wurde) oder von Bedeutung für ihr Handeln gewesen sein könnte.

Gendern erscheint hier nicht als eine aus dem wissenschaftlichen Diskurs heraus entwickelte, zwingende neue Sicht, sondern wirkt wie ein von außen, aus kulturellen bzw. gesellschaftspolitischen Gründen in den Diskurs hineingetragener mechanischer Akt. Es zeigt sich eher als fachfremdes, weil gesellschafts- bzw. kulturpolitisch motiviertes Anliegen. Denn die mutmaßliche Gruppe non-binärer Menschen wird nur zu oft lediglich mitgedacht bzw. mitgemeint, spielt aber ansonsten inhaltlich keine Rolle. Es wird kaum analytisch vorgegangen und geschaut, womit wir es denn tatsächlich zu tun haben (sofern man das herausfinden kann). Es wird oft einfach pauschal konstatiert und postuliert – weder werden Nachweise geführt, noch wird irgendeine Erkenntnis daraus abgeleitet. Als Projektion braucht das Konzept „soziales Geschlecht“ aber eine faktische Überprüfung, um wissenschaftlich relevant werden zu können.

Beobachtung drei: Die gegenwärtige Praxis des Genderns in historiografischen Texten zeigt, dass sich die – durch den Akt des Genderns stillschweigend vorausgesetzte – Evidenz und Relevanz des formulierten „sozialen Geschlechts“ kaum als wissenschaftlich tragfähig erweist: Gendern als Ausdrucksform hat mangels deskriptiv-definitiver Schärfe noch keine Bedeutung im Spektrum eines geschichtswissenschaftlichen Beschreibungsinstrumentariums und ist eher vorweggenommenes Zeichen eines möglicherweise kommenden Paradigmen- und Perspektivenwandels.

Wer spricht zu wem?

Jenseits der ergebnisoffenen Suche nach Empirie und Evidenz im Diskurs über „soziales Geschlecht“ in historiografischen Texten ist ein Blick auf die Meta-Ebene dieses Umgangs mit Sprache aufschlussreich. Die Verwendung von Sternchen und Unterstrich sei, so wird immer wieder konstatiert, ein Zeichen des Respekts für eine bisher nicht ausreichend wahrgenommene soziale Gruppe, ist also eine moralisch basierte Sprachpolitik.

Ein grundsätzliches Missverständnis resultiert daraus, dass wir es mit zwei unterschiedlichen Sprachanwendungen zu tun haben. Spreche ich zu konkreten gegenwärtigen Menschen (adressatenbezogenes oder appellatives Sprechen), hat Gendern – der verbal ausgedrückte Respekt vor (hier formelhaft verkürzt) non-binären Menschen – natürlich seine Berechtigung. Nutze ich Sprache aber, um konkrete Gegebenheiten zu beschreiben (deskriptiver Sprachgebrauch), ist Gendern aufgrund der mangelnden Präzision dysfunktional, um rückwirkend konkrete Gegebenheiten zu beschreiben.

Projiziert man die mit dem Gendern verbundene Intention – das Sichtbarmachen und die Wertschätzung bislang marginalisierter Menschen – auf den Betrachtungshintergrund der Geschichtswissenschaft, stellen sich weitere Fragen: Wem wird hier Respekt bezeugt, und warum nur einem bestimmten Personenkreis, aber anderen Personenkreisen nicht? Entscheidet sich das nach der Relevanz einer Gruppe? Sind non-binäre Personen eine (oder keine) relevante Gruppe, die in historiografische Analysen einzubeziehen Erkenntniswert hätte? Wieso bleiben – bei aller an den Tag gelegten oder vielleicht nur für sich reklamierten Wokeness – viele andere Menschen bzw. Gruppen und deren ethische Haltungen unbeachtet? Wo doch andere Gruppen oft einfacher definiert bzw. ihre Existenz nachgewiesen und die zum Ausdruck gebrachten Haltungen als Erklärungsmodelle für gesellschaftliches Handeln funktionalisiert werden könnten.

Sind wir eingangs einen Schritt zurückgetreten, um das Gendern in historiografischen Texten zu betrachten, treten wir nun noch einen weiteren Schritt zurück, um auch die Kommunikationssituation in den Blick zu bekommen. Was sofort zu der Frage führt, warum denn immer häufiger gegendert wird. Da das Gendern in vielen historiografischen Texten kaum empirisch basierten Inhalt und somit das Rekurren auf „soziales Geschlecht“ in der aktuell zu beobachtenden Praxis kaum erkennbare Relevanz hat, tritt automatisch der Sprech- bzw. sprachliche Kommunikationsakt in den Mittelpunkt.¹⁸ Gendernde Autorinnen und Autoren versuchen (so lässt sich zumindest einer der Beweggründe lesen), einer bestimmten Personengruppe gegenüber ihren Respekt auszudrücken. Dabei verkennen

sie aber die spezifische Situation der Sprachanwendung: Gendern ist adressatenbezogenes, appellatives Sprechen oder Schreiben, findet in aktiver gegenwärtiger Kommunikation statt oder beschreibt gegenwärtige Gruppen – es ist jedoch nicht deskriptiv und analytisch präzise, wie es für wissenschaftliche Texte erforderlich wäre.

So wie sich Gendern für eine Sachbeschreibung als zu ungenau erweist, funktioniert es jedoch auch unter dem Gesichtspunkt „Respekt erweisen“ in historiografischen Texten nicht, da es keinen (respektierten) Adressaten hat: Es findet kein sprechsprachlicher Akt, kein kommunikatives schriftsprachliches Handeln statt. Der zu respektierende Personenkreis, der hier notwendigerweise ein historischer sein müsste, ist gar nicht am Kommunikationsakt beteiligt. Wer gendert, spricht in dieser Konstellation nicht *zu* den respektierten Menschen, sondern *über* vorgeblich respektierte Menschen.

Und mehr noch: Das Signal schießt sozusagen quer, da es zwar nicht die anvisierten abwesenden (und in der Regel toten) historischen Empfänger erreicht, dafür aber andere, quasi externe Empfänger, nämlich die lebenden Leserinnen bzw. Leser des historiografischen Textes. Bei jeder deskribierenden oder definitorischen Qualität tritt umso deutlicher seine Funktion als gesellschaftspolitische Selbstverortung in den Blick.

Dekonstruieren wir diesen Vorgang noch etwas weiter, zeigt sich folgender Prozess: Das Signal wird der ursprünglich beabsichtigten Botschaft entkleidet, nimmt aber automatisch einen anderen Inhalt an, da es nun vorrangig auf den Sender (die gendernden Autorinnen oder Autoren) zurückverweist, also auf die Meta-Ebene wechselt. Anstelle der Aussage „Ich respektiere dich, non-binäre Person“ wandelt sich das Signal in eine Auskunft über den Sender und manifestiert hier dessen Haltung: „Ich erweise Respekt.“

Da bereits alle Lesenden Erfahrung mit dem Gendern gesammelt haben bzw. damit in Berührung gekommen sein dürften, lädt sich diese Selbstreferenz automatisch weiter auf. Die erweiterte Botschaft des Signals lautet nun: „Ich bin tolerant, ich bin fortschrittlich, ich bin modern.“ Mittels Sternchen, Doppelpunkt und Unterstrich wird die Zugehörigkeit zu einer bestimmten kulturellen Gruppe für sich reklamiert und sprachlich manifestiert. Was als aufrichtig motivierte Respektsbezeugung gegenüber einer angenommenen Entität marginalisierter Menschen gemeint sein mag, verkommt so unweigerlich zu einem Statement des intellektuellen Self-Fashioning.

Gendern reduziert sich angesichts seiner inhaltlichen Funktionslosigkeit auf einen sprachpolitischen Akt. „Wie so oft“, konstatiert Philip Hübl, „beruht die Spachpolitik nicht nur auf falschen Annahmen [hier der unbe-

wiesenen Existenz non-binärer Personen in früheren historischen Epochen], sondern sie hat auch keine nachweislichen Effekte: Weder wird die Welt inklusiver noch die Menschheit solidarischer.“¹⁹ Soziologisch ist das höchst aufschlussreich, aber für die historische Analyse irrelevant.

Beobachtung vier: Gendern in historiografischen Texten verweist auf der Meta-Ebene auf die Kommunikationsstruktur, die mangels Adressaten nicht von der Respektbezeugung für historische Personen geprägt ist, sondern sich als unbewusst selbstreflexiv erweist und im Akt des Genderns die agierende Person hervortreten lässt.

Draußen im Feld

Werfen wir nach dieser theoretischen Betrachtung der eher theorie-armen Genderpraxis noch einmal den Blick auf vier konkrete Publikationen, die in ihren Untertiteln eindeutige Signale hinsichtlich des Gender-Verständnisses setzen. Spätestens seit Gérard Genettes bahnbrechender Studie *Paratexte* ist ausgedeutet, welche Steuerungsfunktion Elemente wie Titel, Untertitel und weitere Beitzexte einer Publikation hinsichtlich Lesererwartung und unbewusster Rezeptionslenkung haben.²⁰

Doch konkret: Roland Borchers' 2023 erschienene Dissertation *Auf der Suche nach Anerkennung*²¹ nimmt für sich in Anspruch, „Erinnerungen polnischer Zwangsarbeiter:innen“ (so der Untertitel der Studie) zu analysieren. Was die Erwartung weckt, dass es in den 72 untersuchten Oral-History-Interviews auch um Non-Binarität gegangen sein muss. Dass man hier eine in Gender-Hinsicht aufschlussreiche Herangehensweise erwarten darf, liest man an zahlreichen Stellen: So heißt es beispielsweise in der Einleitung: „All diese Menschen arbeiteten unter Zwang in unterschiedlichen Kontexten, es sind zum Teil verschiedene Opfergruppen – und dennoch verbindet alle diese Zeitzeug:innen, dass sie Zwangsarbeiter:innen für das Deutsche Reich waren.“²²

Auf der Suche nach näheren Hinweisen zum offenkundig zugrunde gelegten Gender-Verständnis bleiben die einleitenden Bemerkungen des Autors (1.2. Methodische Zugänge)²³ allerdings undifferenziert; Non-Binarität wird nirgends erwähnt.

Doch schon dort beginnt es zu knirschen: Borchers rekurriert auf die von Marc Spoerer vorgeschlagene Einteilung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in drei Gruppen, und in allen drei knapp von ihm zusammenfassenden Typisierungen der Gruppen schreibt er von Zwangsarbeiter:innen. Borchers' Ansatz, die betrachteten Personengruppen zu gendern, führt hier zu einer grundlegenden inhaltlichen Kollision: Denn

in Mark Spoerers 2001 vorgelegter Arbeit²⁴ ist von Zwangsarbeiter:innen weit und breit nicht die Rede.

Borchers unterstellt hier also etwas, was die Empirie nicht hergibt. Er projiziert den eigenen Sprachgebrauch, der für ein grundlegend anderes Gender-Verständnis steht, einfach auf die vorangegangene Studie Spoerers und suggeriert, der Kollege habe dieselbe Position vertreten. Doch aus dessen Arbeit spricht eindeutig das empirisch belegbare konventionelle binäre Geschlechter-Modell.

Die weitere Sichtung von Borchers' Arbeit bleibt unter der Prämisse „Aussagen zur Non-Binarität“ enttäuschend – dieser Aspekt wird nirgends thematisiert, und gegenderte Formulierungen beziehen sich (wie zu erwarten) ausschließlich auf Kollektive. Einzig in einer Passage mit der vielversprechenden Zwischenüberschrift „4.2.4 Gender“ streift der Autor die Frage des zugrundeliegenden Geschlechterverständnisses der befragten Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Und lässt dann – bildlich-salopp gesprochen – seiner Studie in dieser Hinsicht die Luft raus: „Auch wenn in der heutigen Gesellschaft und Forschung andere Geschlechterkonzepte Bedeutung erlangt haben, spielen sie in diesen Zeitzeug:inneninterviews keine Rolle.“²⁵ Damit entzieht Borchers seinem prominent im Untertitel des Buches konstatierten Anspruch, es gehe in seiner Studie explizit um Non-Binarität, mit einem Schlag die Grundlage.

Abwesenheit der Mitgemeinten

2024 legte Angelika Laumer ihre Studie *Am Horizont*²⁶ vor, und auch hier ist es wiederum der Untertitel, der einen großen Erwartungshorizont aufspannt: „Kinder von NS-Zwangsarbeiter_innen und das alltägliche Vergessen in der deutschen ländlichen Gesellschaft“. Okay, Kinder von non-binären Personen? Die Neugier wächst.

Doch leider beschränkt sich auch diese Autorin darauf, im Gießkannen-Prinzip lediglich Plural-Konstruktionen mittels Unterstrich zu gendern. Individuellen Zwangsarbeitenden wird nicht zugestanden, möglicherweise eine der im Buchtitel signalisierten, von biologischen Konventionen abweichende Geschlechts-Identität gehabt zu haben. Was man insofern verstehen könnte, als dass dieser Aspekt inhaltlich für die Autorin – ihrer programmatischen Ankündigung zum Trotz – gar nicht von Interesse ist.

Die Diskrepanz ist markant. Mit Emphase wird auf die gendergerechte Schreibweise hingewiesen: „Wie Sie als Leser_in vermutlich festgestellt haben“, schreibt die Autorin in einer Fußnote, „verwende ich in diesem Text den Unterstrich _, um nichtbinäre Geschlechtsidentitäten sichtbar zu machen und mit einzuschließen.“²⁷ Der Ankündigung folgt dann jedoch

keinerlei methodisches Tun, das man als ernsthaftes Bemühen um ‚Sichtbarmachung‘ bezeichnen könnte, denn bei keiner der betrachteten historischen Personen richtet die Autorin ihr Augenmerk auf die Frage der geschlechtlichen Identität.

Aber besonders hier lohnt es sich, einmal im Detail zu schauen, wie – und ob – Gendern funktioniert. Eine spezifische Problematik des Genderns wird offenkundig, wenn Autorinnen oder Autoren es auf Aussagen von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen ausweiten. Bei den Recherchen zu ihrer Arbeit, schreibt Laumer, sei eine Gesprächspartnerin – die „zeit ihres Lebens ausschließlich bayerischen Dialekt, aber keine Fremdsprache“ gesprochen habe – nach Zwangsarbeiter_innen gefragt worden, und sie habe von der Werkstatt ihres Vaters berichtet, wo „auch Zwangsarbeiter_innen gewesen“ seien.²⁸ Hieraus ergibt sich die naheliegende Frage: Hat die Gesprächspartnerin mit dem skizzierten kulturellen Hintergrund tatsächlich den Ausdruck „Zwangsarbeiter_innen“ verwendet, also non-binäre Personen explizit durch diese Begrifflichkeit eingeschlossen? Ohne die befragte Zeitzeugin zu kennen und ohne ihr in irgendeiner Weise nahe-treten zu wollen, kann dies ausgeschlossen werden. Vielmehr darf davon ausgegangen werden, dass die Aussage der bayerischen Frau redaktionell bearbeitet wurde.

Der Umstand, dass ein Oral-History-Soundbite hier offenkundig nachträglich gegendert wurde, verfremdet die tatsächliche Aussage, verfälscht eine historische Quelle. Es hätte historiografische Relevanz, an dieser Stelle die exakte Wortwahl der befragten Zeitzeugin zu lesen (hat sie von „Zwangsarbeitern“ gesprochen, von „Fremdarbeitern“, „Ostarbeitern“, „Ausländern“ oder gar von „fremdvölkischen Arbeitern“?), weil sich dadurch individuelle und mentalitätsgeschichtlich aufschlussreiche Denkweisen und Dispositionen offenbaren. Doch das Erkenntnispotential, das in der originalgetreuen Wiedergabe des Wortlauts steckt, wird durch das Gendern unnötigerweise zerstört. Die Vermischung zweier Sprach-Praktiken verbannt die Zeitzeugin ins Ahistorische und führt den Sinn von Zeitzeugenstatements – die Authentizität des sprachlich vermittelten Erinnerns, ja die individuelle Erinnerungskonstruktion im Akt des Sprechens – damit ad absurdum.

Und noch etwas fällt bei genauer Lektüre auf: Wie bei Borchers findet sich auch in Laumers Studie ein eigenartiger Hinweis zur Forschungsliteratur, in diesem Fall auf das Buch *Fremdarbeiter* von Ulrich Herbert, erschienen 1985.²⁹ In Bezug auf Herberts Studie wird behauptet, von „ihm Interviewte im Ruhrgebiet berichteten durchaus von Zwangsarbeiter_innen, wenn sie danach gefragt wurden.“³⁰ Einer Überprüfung hält dies nicht stand, denn bei Herbert findet sich – 1985! – freilich keine einzige Stelle,

an der gegendert wird. Mithin wird hier durch Laumer unzutreffend paraphrasiert, Falsches behauptet.

Betreiben wir hier Wortklauberei? Nein. Es geht beim Zitieren letztlich auch um sauberes Handwerk, um das Wahren wissenschaftlicher Standards, deren Nichtbeachtung die Glaubwürdigkeit der gesamten Geschichtsfor- schung beschädigt.

Laumers offenkundig theoretisch nicht durchdrungener Ansatz, also die nicht fundierte Übertragung eines zeitgenössisch diskutierten Gender-Ver- ständnisses auf eine historische Personengruppe, wäre eigentlich belanglos in dem Sinne, dass sie die Geschlechteridentität der von ihr untersuchten Personengruppe ja gar nicht thematisiert. Die Kollision der unvereinbaren Geschlechts-Konzepte – das Gimli-Phänomen – untergräbt jedoch nicht nur die empirische Basis von Laumers Arbeit, sondern hat weiterreichende wissenschaftsrelevante Implikationen, die nicht ignoriert werden können.

Übertragung ohne Reflexion

Als dritte Publikation sei hier exemplarisch die Studie *Räume der Unter- drückung*³¹ erwähnt, die aufgrund ihres Untertitels „Zwangsarbeiter:innen am Erzbergwerk Rammelsberg 1939 bis 1945“ einen neuen Umgang mit dem Geschlechter- bzw. Genderkonzept verspricht. Hier zeigt sich noch einmal ein ungewöhnliches und überraschendes Phänomen: nämlich eine Inkonzsequenz innerhalb des Buches.

Dass Individuen nicht gegendert werden – geschenkt. Aber es ist schon, gelinde gesagt, irritierend, wenn man immer wieder über aufein- ander folgende inkonsequente Formulierungen regelrecht stolpert. Wird unter 8.1 „Die Unterbringung der Zwangsarbeiter:innen“ abgehandelt, heißt es schon im ersten Satz „Von den zivilen Zwangsarbeiter:innen hat- ten in der Regel nur diejenigen aus Westeuropa (Niederländer, Flamen, Dänen und Franzosen) die Möglichkeit, außerhalb von Barackenlagern eine Unterkunft zu bekommen.“³¹ Doch müsste hier nicht konsequenterweise von Niederländer:innen, Flam:innen, Dän:innen und Französ:innen die Rede sein?

Wenn dann eine Zwischenüberschrift ankündigt „Das Lagerleben: Die Wohn- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter:innen“ und es dann schon im ersten Satz heißt, „Im folgenden Kapitel werden Aspek- te der unmenschlichen Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter im Bara- ckenlager [...] dargestellt“³³, muss an der Gründlichkeit sowohl der Ver- fasser als auch des Lektorats gezweifelt werden. Fielen denn niemandem diese Inkonzsequenzen und damit letztlich theoretischen Irritationen auf – einschließlich des weitergehenden Widerspruchs zwischen der plakativen

chiffrierten Ankündigung, in dem Sammelband gehe es auch um Non-Binarität, und dem Nicht-Einlösen in den Beiträgen?

Offenbar nicht. Es drängt sich der Eindruck auf, dass gern an herausgehobenen Stellen – insbesondere Untertitel und Zwischenüberschriften – gegendert wird, dieser Ansatz aber dann im Laufertext erodiert. Erscheint es selbst den Autorinnen und Autoren, so ist zu fragen, zu anstrengend, zu konstruiert, diesen Ansatz im gesamten Buch durchzuhalten?

Festzuhalten bleibt, dass weder Borchers noch Laumer oder die Autorinnen und Autoren des Rammelsberg-Bandes sich ernsthaft oder gar differenziert mit Non-Binarität oder non-binären Menschen im historischen Kontext auseinandergesetzt haben, auch wenn die Untertitel ihrer Publikationen dies suggerieren.

Bleibt der letzte der vier eingehender zu betrachtenden Bände, der von Lucy Debus und Andreas Ehrismann herausgegebene Katalog *trotzdem da!*³⁴ mit dem Untertitel „Kinder aus verbotenen Beziehungen zwischen Deutschen und Kriegsgefangenen oder Zwangsarbeiter*innen“. Um es gleich vorweg zu sagen: Dass hier per Sternchen gegendert wird, ist der einzig auffällige Unterschied zu den anderen Titeln, die sich des Doppelpunktes oder des Unterstrichs bedienen. Doch immerhin, Herausgeberin und Herausgeber fügen dem Katalog „Überlegungen zum Gebrauch von Sprache“ an. Das ist erhellend, und sie gehen auch auf das Gendern ein: „In den Texten dieser Ausstellungen wird mit dem Genderstern (*) gegendert, um die Vorstellung, es gebe nur zwei Geschlechter, nicht zu reproduzieren und alle Geschlechter zu berücksichtigen.“³⁵

So weit, so gut – aber nirgends wird auch nur ansatzweise darüber reflektiert, inwieweit hier das gegenwärtig diskutierte Gender-Verständnis der 2020er-Jahre auf Menschen übertragen wird, die in einer gänzlich anderen Gesellschaft und Kultur lebten, die – was seit Judith Butler und der intensiven Hinterfragung konventioneller binärer Geschlechterkonstruktionen bekannt sein sollte – jeweils neu ausverhandelt wurde und identitätsprägend war und ist.

Welche Identität die in den Katalogtexten porträtierten Menschen hatten, bleibt für den Katalog und die Aussagen der dokumentierten Ausstellung komplett irrelevant, auch wenn da etwas berücksichtigt werden sollte. Gendern reduziert sich auch hier auf rein sprachliche Akte, die nicht konsequent durchdacht und umgesetzt werden. Ebenfalls ist fraglich, ob die hinter dieser Mechanik stehenden methodischen Konsequenzen in ihrer Tragweite erkannt wurden. Und ganz am Rande hätte man gern erfahren, wieso unter den Kriegsgefangenen nur cis-Männer gewesen sein sollen – denn hätte man auch ihnen bei aller vorgeblichen Aufgeklärtheit eine non-binäre Identität zugebilligt, hätte es Kriegsgefange*ne heißen müssen.

Um einer falschen Lesart vorzubeugen: Alle hier betrachteten Publikationen sind wichtige Studien, Analysen und Darstellungen ihrer jeweiligen Themen. Nur die Problematik der Gender-Theorie und einer möglichen – oder eben so nicht möglichen – konsequenten Umsetzung wurde offenbar nicht zu Ende gedacht.

Nichts

Kommen wir also nach unserer kritischen Durchmusterung von Defiziten und Leerstellen im Finale zum letzten, aber vielleicht wichtigsten Gesichtspunkt: zu den Inhalten. Und die offenbaren, dass in den Studien weit und breit gar keine non-binären Menschen auftauchen, allem Bemühen um „Sichtbarmachung“ zum Trotz. Doch Moment mal – was wäre denn dann, bitteschön, der qualitative Gewinn des Genderns, wenn gar keine Einbeziehung sich als non-binärer verstehender Menschen stattfindet?

Genau hingeschaut: keiner. Denn diese Menschen spielen ja im Diskurs keine inhaltliche oder gedankliche Rolle. Im Endeffekt kommt den non-binären Personen, deren Existenz man nicht überprüft, sondern lediglich durch _ * / konstatiert bzw. postuliert, keinerlei Rolle für die Darstellung zu. Sie werden einfach nur mitgemeint, ohne auf das grafisch signalisierte Differenzierungskriterium non-binär irgendwie einzugehen. Sie werden zwar angekündigt, ohne jedoch jemals die Bühne zu betreten. Sie dienen lediglich als unsichtbare Statisten, als Projektionsfläche für eine behauptete moralische Superiorität, als Token einer vorgeblichen Modernität, die sich aber unübersehbar selbst verrät.

Polemisch zugespitzt: Man bedient sich lediglich einer bei genauem Hinschauen für die Diskursführung der Studien belanglosen Menschengruppe, um seine eigene Position im Diskurs hervorzuheben. Non-binäre Menschen schrumpfen zu einem de-individualisierten Element, das sich für den Diskurs als vollständig verzichtbar erweist, ohne dass ihre Abwesenheit die These, die Argumentationsgang oder das Fazit in irgendeiner Weise beeinflussen würde.

Unübersehbar stoßen wir dabei auf eine Diskrepanz zwischen den per Genderzeichen vermeintlich inkludierten non-binären Menschen und deren Funktion für die Argumentationsführung – denn sie tauchen in den Texten nur als sprachliche Zeichen, nicht aber als historische Personen auf. Wissenschaftlich könnte man hier – in einer freien neuen Adaption von Ferdinand de Saussures linguistischer Terminologie³⁶ – von einer De-Saussure-Spaltung sprechen: Das Bezeichnende und das Bezeichnete werden voneinander getrennt. Es geht in gegenderten Texten nur um das Bezeichnende (signifiant), den Sprech- bzw. Schreibakt, also das Gendern – nicht aber um das Bezeichnete (signifié), den Gegenstand eines Wortes, also

non-binäre Menschen. Denn diese werden nur als Staffage für die eigene moralische Selbstdarstellung benutzt. Unter Vorspiegelung von Inklusion benutzt man hier Menschen, um die es im Eigentlichen überhaupt nicht geht – eine recht utilitaristische Haltung.

Die katapultiert die non-binären Menschen – seien sie nun historisch existent oder nicht – ins Nirvana der Bedeutungslosigkeit. Gendern hat hier auch nicht die Funktion des Mit-Meinens, denn non-binäre Personen werden zwar sprachlich inkludiert, aber inhaltlich komplett ignoriert. Da ist gar niemand, der oder die (oder das?) mitgemeint sein könnte. Ein Mit-Meinen in absurder Sinnverkehrung. Auch noch so gründliche Lektüre zeigt keine als non-binär definierten bzw. charakterisierten Personen, ihr Handeln und daraus erwachsende Konsequenzen für das Untersuchungsergebnis. Das ließe sich in einer einfachen Übung aufzeigen: Man könnte alle gegenderten Formen mittels Suchen-Ersetzen-Funktion der Textverarbeitungssoftware in die konventionelle Begrifflichkeit rückführen, und es gäbe im Ergebnis, im Fazit, im Erkenntnisgewinn der Studien keinen Unterschied.

Rettung ohne zu Rettende

Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, dass sich rückwirkendes Gendern im historiografischen Kontext als eine leere, eine paradoxe Wort-hülle entlarvt – die scheinbar angesprochenen, durch Sonderzeichen explizit inkludierten Menschen spielen im Diskurs gar keine Rolle. Sie waren möglicherweise nur als Projektionsfläche für einen opportunistischen, pseudo-modernen Plural anwesend und dabei zugleich nicht anwesend.

Auf zwei bereits vorn genannte fiktive Studienthemen bezogen, würde das bedeuten, dass die alleinerziehenden Stenotypistinnen, deren Existenz man würdigen wollte, im Text keine Erwähnung fänden, oder überhaupt nicht eruiert werden würde, ob kleinwüchsige Personen, die man sichtbar machen möchte, im Hunsrück überhaupt in signifikanter Anzahl leben.

Eine Situation also, als wären die Meisterflieger der Air Canada Bob Pearson und Maurice Quintal – um in der Gimli-Analogie zu bleiben – nach ihrer bravourösen Landung auf dem umgewidmeten Airfield aus dem Cockpit in den Passagierraum gegangen, nur um zu entdecken, dass ihre Maschine leer war – niemand an Bord außer der Crew. Alles, was sie fanden, war ein großer Haufen aus Doppelpunkten, Unterstrichen und Sternchen.

Historiografische Perspektiven von Sternchen und Unterstrich

Der Blick auf die Beispiele historiografischen Genderns hat gravierende Mängel theoretischer Konzeption bzw. eines Problembewusstseins in Bezug

auf den Paradigmenwechsel fort vom biologischen und hin zum „sozialen“ Geschlecht offenkundig gemacht. Das theoretische und methodologische Reflexionsniveau hat noch viel Luft nach oben. Doch lässt der derzeitige Mangel an Empirie und Evidenz keineswegs den logischen Umkehrschluss zu, dass unter der Prämisse „soziales Geschlecht“ künftig keine in Genderperspektive differenziertere gesellschaftliche Realität in den Analysefokus treten könnte. Allerdings scheinen in der Gegenwart Umsetzungsbedürfnis und -praxis den notwendigen Schritt der Grundlagenforschung übersprungen zu haben. In dieser Perspektive gelesen, kommt historiografisches Gendern möglicherweise zu früh, um valide Ergebnisse zeitigen zu können.

Denn das Gendern in geschichtswissenschaftlichen Texten hat eindeutig mehr Potenzial, als nur als zeitgeist-opportuner Mode-Plural beliebig und mal mehr, mal weniger unpassend in Sätze eingestreut zu werden und dabei unfreiwillig das Gimli-Phänomen zu manifestieren. Insofern muss ein sich im Verlauf des hier geführten Diskurses möglicherweise eingeschlichener Irrtum nachdrücklich korrigiert werden: Es ist sehr wohl möglich, dass es auch zu anderen Zeiten ein „soziales Geschlecht“ (oder mehrere?) gegeben hat, und hier sollte es auch keine Denkverbote geben. Um diese Möglichkeit aber in die wissenschaftliche Analyse einzubringen, bedarf es – weit vor einer Thesenbildung – des klaren empirischen Nachweises. Erst dann könnte ein neues, nämlich soziales Konzept von „Geschlecht“ historiografisch gegebenenfalls erkenntnisträchtig werden.

Respekt vor einer bislang nicht berücksichtigten Gruppe – oder eines übersehenen kulturellen Phänomens – taugt als Movens, nicht aber als Beschreibungskategorie; Respekt ist kein analytisches oder deskriptives Kriterium. Ohne Unterstützung durch Fakten und Evidenz muss Gendern in historiografischen (sozialwissenschaftlichen) Texten aber eher verwirren und enttäuschen, denn es verspricht mit jedem Sternchen und jedem Unterstrich einen Subdiskurs, eine neue Bedeutungs- und Erkenntnisperspektive, was dann jedoch nirgendwo ausverhandelt wird. Sternchen, Unterstrich und Doppelpunkt – nichts als Potjemkin'sche Zeichen.

Inklusion, ein Salto rückwärts

Bleibt noch ein letzter, aber sehr wichtiger Randaspekt anzusprechen: Gendern als Handlungsausdruck einer Inklusionsmentalität führt sich selbst ad absurdum, wenn man die Verständnishürden genderter Texte für solche Lesenden ignoriert, die nicht in der deutschen und näherhin akademisch-intellektuellen Sprache sozialisiert sind. Für sie dürfte Gendern – durchaus vermeidbare – Schwierigkeiten aufbauen, und auch ein präzises Übersetzen funktioniert nicht mehr. Beides ein hoher Preis für eine sprachlich-textlich

umgesetzte Haltung, die methodisch nicht schlüssig ist und im Endeffekt die Texte und das Ergebnis der Analysen bzw. Darstellungen unpräzise macht, anstatt neue Erkenntnisse zu begünstigen.

„In Deutschland haben“, so bringt Philipp Hübl den sich offenbaren den Widerspruch auf den Punkt, „etwa 80 Prozent der Bevölkerung keinen akademischen Abschluss [...]. Statt Minderheiten zu ermächtigen oder zu schützen, dient ‚inklusive Sprache‘ also hauptsächlich den Eliten dazu, sich untereinander die eigene Weltgewandtheit zu präsentieren. Die ‚inklusive Sprache‘ ist paradoxerweise eine exklusive Sprache.“ Gendern wird, so Hübl, zu einem „Progressivitätsmarker“.³⁷ Immerhin das – wenn es inhaltlich schon nichts zur historiografischen Aufklärung beizutragen vermag.

Und die Zukunft? Sehen wir mal von den übereilten und inkonsequenten praktischen Umsetzungsversuchen gegenwärtigen Genderns ab, nimmt ein riesengroßes Desiderat Gestalt an: Man müsste Geschichte als solche auch aus dem Gender-Blickwinkel erzählen und ggf. erklären. So weit, so gut – und so schräg, denn dazu bräuchte es kaum weniger als eine komplett neue Geschichtsschreibung, vielleicht analog des innovativen Ansatzes eines David Graeber und eines David Wengrow, die in ihrem epochalen Buch *Anfänge*³⁸ allein durch exzellente Sachkenntnis, penibles Prüfen und kritisches aufeinander Beziehen vorhandener Thesen und Zuschreibungen sowie historischer Belege die Perspektive einer „neuen Geschichte der Menschheit“ überzeugend ausgerollt haben.

Beobachtung fünf: Beim gegenwärtig praktizierten Gendern in historiografischen Untersuchungen gelingt das Kunststück, non-binäre Personen vorgeblich mitzumeinen, sie dann im Kontext der Analyse aber komplett zu ignorieren. Gendern entpuppt sich hier als gesellschaftspolitisch motiviertes, fachfremdes Sprachphänomen, das für den engeren Kontext wissenschaftlicher Studien funktionslos bleibt.

Nachsatz: Wenn der Redaktion der *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte* genderte Manuskripte angeboten werden, fragen wir die Autorinnen und Autoren nach der Evidenz non-binärer Personen im jeweils das Thema betreffenden historischen Kontext, und sollte dies gegeben sein, bitten wir um konsequentes Gendern auch von Individuen. Bislang wurde daraufhin stets bereitwillig auf Retro-Gendern verzichtet.

Anmerkungen

1. Zitiert nach www.nationalgeographic.de/geschichte-und-kultur/2023/06/nicht-binaere-menschen-gab-es-bereits-in-der-steinzeit-geschlecht-identitaet

2. Im vorliegenden Text wird in Bezug auf Personen das biologische Geschlecht zugrunde gelegt.
3. Gilt auch für andere Sozialwissenschaften wie Soziologie, Ethnografie, auch Archäologie.
4. Cis-Mann bzw. cis-Frau bezeichnet Personen, deren Identität mit dem ihnen bei der Geburt aufgrund äußerlicher Sexualmerkmale zugeschriebenen (biologischen) Geschlecht übereinstimmt.
5. Statistik des Deutschen Reichs, Band 401, Heft 1: Volkszählung. Die Bevölkerung des Deutschen Reichs nach den Ergebnissen der Volkszählung 1925. Teil 1. Berlin 1928, S. 333.
6. Die Berechnung der Treibstoffmenge erfolgt nach Gewicht und nicht nach Volumen (Liter). Nach dem neu eingeführten metrischen System lautete die Umrechnungsformel 0,8 kg/l, nach dem bislang gültigen us-kontinentalen Umrechnungssystem aber 1,77 lb/l. Da die Verantwortlichen fälschlicherweise diese Formel verwendeten, gingen sie von einer doppelt so großen Kerosinmenge aus, als sich tatsächlich in den Tanks befand.
7. Wer einmal die USA bereist hat, wird sich erinnern, dass man schon eine Weile braucht, um Gallons, Miles, Feet, Pound, Inches und auf dem Thermometer Fahrenheit richtig lesen, d.h. auf unsere Maßeinheiten umdenken zu können.
8. Susan Neiman, Links ≠ woke. Berlin 2023, S. 12.
9. Martha Elisabeth Seibert (1896–1986), Politikerin, eine der „Mütter des Grundgesetzes“.
10. Kyriaki Anastasiadou et al., Detection of chromosomal aneuploidy in ancient genomes. In: *Communications Biology* 7, 14 (2024). DOI: <https://doi.org/10.1038/s42003-023-05642-z>
11. Ebd.
12. Eleonore Pape / Nicola Ialongo, Error or Minority? The Identification of Non-binary Gender in Prehistoric Burials in Central Europe. In: *Cambridge Archaeological Journal* Vol. 34 Issue 1, February 2024, pp. 43-63. DOI: <https://doi.org/10.1017/S0959774323000082>
13. www.nationalgeographic.de/geschichte-und-kultur/2023/06/nicht-binaere-menschen-gab-es-bereits-in-der-steinzeit-geschlecht-identitaet
14. Jessica Smith et. al, The 'king' of Newgrange? A critical analysis of a Neolithic petrous fragment from the passage tomb chamber. In: *Antiquity* Vol. 99 Issue 405, Juni 2025, pp. 672-688. DOI: <https://doi.org/10.15184/aqy.2025.63>
15. Vereinzelt gebräuchlich ist auch die ausschließliche Verwendung des Artikels „das“, was sich dann als „das Reichskanzler Adolf Hitler“ lesen würde.
16. Dieser Betrachtung liegt keine umfassende systematische Überprüfung der neueren historiografischen Fachliteratur zugrunde, die mit den verfügbaren Ressourcen auch gar nicht leistbar wäre. Der Problemaufriss basiert auf den der Redaktion eingereichten Texten sowie einer Reihe neuerer Publikationen, die hinsichtlich des praktizierten Genders die hier genannten Charakteristika aufweisen. Und ein konsequent singular-gendernder Titel wäre zweifellos aufgefallen.
17. Gleiches muss auch für Deserteure gelten, die sogar unter Risiko ihres eigenen Todes bei Festnahme ihre Beteiligung am Töten beendeten.
18. Grundlage dieser Betrachtung ist das Kommunikationsmodell nach Claude Shannon und Warren Weaver, demzufolge der Kommunikationsakt – stark vereinfacht – aus den strukturellen Hauptelementen Sender – Signal – Empfänger besteht.
19. Philip Hübl, Moralspektakel. Wie die richtige Haltung zum Statussymbol wurde und warum das die Welt nicht besser macht. München 2025. S. 200.
20. Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main/New York 1989.
21. Roland Borchers, Auf der Suche nach Anerkennung. Berlin 2023.
22. Borchers 2023, S. 8f.
23. Borchers 2023, S. 36.
24. Marc Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Dritten Reich und im besetzten Europa 1939–1945. Stuttgart/München 2001.

25. Borchers 2023, S. 12.
26. Angelika Laumer, *Am Horizont*. Weinheim 2024.
27. Laumer 2024, S. 19.
28. Laumer 2024, S. 11.
29. Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*. Bonn 1985, überarb. Neuauflage 1999.
30. Laumer 2024, S. 12.
31. Johannes Großewinkelmann (et. al.), *Räume der Unterdrückung*. Münster 2025.
32. Großewinkelmann 2025, S. 113.
33. Großewinkelmann 2025, S. 123.
34. Lucy Debus / Andreas Ehrismann (Hg.), *trotzdem da!* Berlin 2025.
35. Debus / Ehrismann 2025, S. 164/65.
36. Siehe u.a. Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*. Hg. von Peter Wunderli. Tübingen 1913.
37. Hübl, *Moralspektakel*, S. 199f. bzw. 201.
38. David Graeber / David Wengrow, *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit*. Stuttgart 2022.

Der Autor

Kay Dohnke, Publizist, leitender Redakteur der *Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte*.

Abstract

Der Beitrag untersucht das Phänomen des rückwirkenden Genderns in der Geschichtsforschung, also den (unreflektierten) Einsatz von gendergerechter Sprache als retrospektiv angewandte Beschreibungskategorie für historische Akteurinnen und Akteure (z.B. Zwangsarbeiter*innen).

Die Überwindung der binären Geschlechtersystematik erkennt der Autor als radikalen Paradigmenwechsel, der mit den vorhandenen Quellen nicht kompatibel ist, weil sich aus empirischen Daten (etwa von Volkszählungen) nachträglich keine Teilmengen potentiell non-binärer Personen herausfiltern lassen. Durch definitorische und methodische Unschärfen trägt die unkritische Rückprojektion heutiger Konzepte eher zur Verzerrung der Analyse bei, zumal das Gendern in der Praxis erhebliche Inkonsistenzen aufweist (lediglich Pluralformen werden mit Gendersternen oder Unterstrichen versehen). Das Übertragen gegenwärtiger Konstrukte auf frühere Personengruppen zeigt sich als übergreifiger Akt. Anhand von theoretischen Überlegungen und Fallbeispielen weist der Autor nach, dass das soziale Geschlecht i.d.R. nicht aus dem wissenschaftlichen Diskurs entwickelt, sondern von außen in die Texte hineingetragen wird. Die beabsichtigte Respektsbezeugung für marginalisierte Menschen entlarvt sich als sachfremder, inhaltsleerer sprachpolitischer Akt.